

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 1 (1925)
Heft: 13

Artikel: Das seltsame Schicksal Bouvancourts [Fortsetzung]
Autor: Renard, Maurice
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-833619>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das seltsame Schicksal Bouvancourts

ERZÄHLUNG VON MAURICE RENARD

Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen von L. von Jacobi

(Nachdruck verboten)

11

Der französische Ingenieur Bouvancourt hat eine seltsame Erfindung gemacht. Bei einem Experiment mit Strahlen, die die härtesten Gegenstände durchdringen, ist sein Körper durch ein Fluidum derart entmaterialisiert worden, daß er wie eine Geisteserscheinung durch das Spiegelglas in die seltsame Welt des Spiegelbildes treten konnte.

Maurice Renard, der Verfasser der vorliegenden Erzählung, liebt diese Phantastereien, die durch ein ganz zerbrechliches Gerüst wissenschaftlicher Logik getragen werden, ganz besonders. Die „Zürcher Illustrierte“ hat sein Meisterwerk auf diesem Gebiete, eine größere Erzählung, die sich mit einem logischen Wunder der Fliegtechnik beschäftigt, erworben und wird in nächster Zeit mit dem Abdruck beginnen.

Bouvancourt stand in der Mitte des gespiegelten Kabinetts und bewegte die Lippen. Aber kein Laut erreichte mich. So streckte er den Kopf durch die seltsame Scheidewand und zerstörte die Vision im Spiegel.

«Was für ein merkwürdiger Aufenthaltsort!» sagte er. «Ich höre dort meine eigene Stimme nicht...»

«Ich hab auch nichts verstanden. Aber könnten Sie nicht ein anderes Verständigungsmittel wählen? Ihr Ein- und Austritt trübt die Fläche und ich kann dann immer eine Zeitlang nichts sehen.»

«Auch ich kann dann nichts unterscheiden: ich sehe Sie in dem Kabinett so wie Sie mich im Spiegelbild des Raumes sehen, mit dem Unterschied, daß Sie mich in Gesellschaft Ihres eigenen Spiegelbildes erblicken.»

Sein Kopf taucht in diese übernatürliche Welt zurück. Er ging dort ohne ersichtliche Hemmung hin und her, berührte die Gegenstände und beklopfte sie. Als er ein Fläschchen von einer Etagere nahm und es auf einen anderen Platz stellte, hörte ich ein heimliches Klingen in dem wirklichen Zimmer hinter mir; ich drehte mich um und sah, wie das wirkliche Fläschchen einen Augenblick lang durch die Luft spazierte und sich dann ganz selbständig auf einem anderen Platz der Etagere niederließ. Auf diese Weise brachte Bouvancourt in dem realen Kabinett verschiedene Bewegungen hervor, die mit den im Spiegelkabinett ausgeführten korrespondierten. Als er an meinem Spiegel-Ich vorbeikam, vermied er sorglich, es zu streifen. Einmal stieß er mit Absicht leicht dagegen, und ich fühlte mich von einer unsichtbaren Person berührt.

Nach einigen Versuchen dieser Art stand Bouvancourt vor der schwarzen Tafel still. Er schien etwas zu seiner Rechten zu suchen, klopfte sich an die Stirn — und entdeckte zu seiner Linken den Schwamm. Dann löschte er die Gleichungen und Formeln aus und schrieb mit flinker Kreide seine Eindrücke nieder. Er malte große Buchstaben, damit ich über die Entfernung hinweg leicht lesen könne, denn die Schwelle dieses verzauberten Zimmers war mir ja unzugänglich. Manchmal verließ er die Tafel, wagte eine kleine Forschungsreise, vergewisserte sich über irgendeinen Zweifel, prüfte irgendeine Mutmaßung, — dann kam er wieder zurück und machte sich wieder daran, das Resultat seiner Erfahrung aufzuschreiben. Da begann hinter mir, mit dem Geräusch, mit dem der Telegraph klopft, die reale Kreide die reale Tafel zu bearbeiten und entrollte da von rechts nach links in verkehrten Buchstaben nicht zu entziffernde Runenzzeichen.

Bouvancourt schrieb den folgenden Rechenschaftsbericht. Ich schrieb ihn in mein Notizbuch ab, denn die Dimensionen dieser Mitteilungen bedeckten die Tafel sehr schnell und nötigten zu öfteren Abwaschungen.

«Ich befinde mich in einem seltsamen Land. Man atmet hier ohne Beschwerde. Wo mag es gelegen sein? Darüber wollen wir später Betrachtungen anstellen. Jetzt wollen wir erst beobachten.»

Alle diese Abbilder der realen Welt hier sind schlaff im allerhöchsten Grad: fast unkörperlich.

Der Raum, in dem ich mich befinde, endet jählings da, wo das Gesichtsfeld des Spiegels aufröhrt. Von meiner Seite ist die Wand, an der der Spiegel lehnt, eine finstere Fläche, durch die in einem Rechteck der Tag einbricht... eine finstere Wand, eine undurchdringliche... es ist beklemmend, hinzusehen... es ist noch beängstigender, dies zu berühren. Es ist nicht hart, nicht rauh, nicht warm — es ist einfach undurchdringlich, ich weiß nicht, wie ich es ausdrücken könnte.

Öffne ich das Fenster, so breitet sich undurchdringliche Nacht von allen Seiten der widergespiegelten Landschaft. Die Rückseite der gespiegelten Gegenstände, der Rücken Ihres Spiegelbildes ist nichts als undurchdring-

liche Schwärze. Ihr Doppelgänger ist in zwei Teile geschieden: die, die dem Spiegel zugewandt ist, gleicht Ihrer vorderen Hälfte, — die andere ist nur Silhouette aus dieser schreckeinfloßenden Dunkelheit. Die Linie, die die beiden Hälften scheidet, ist ungemein präzise, — wenn Sie sich um sich selbst drehen, so bleibt diese Linie unbeweglich, als ob Sie sich des Nachts vor einem hellen Kamin drehen, immer im halben Dunkel.

Ammoniak riecht hier nicht. Flüssigkeiten haben hier keine Feuchte. Die Ramsden-Maschine gibt gegen die Leydenflasche Funkenerscheinungen ab, aber ohne Energien.»

Hier waren wir bei unserer Korrespondenz angelangt, da wollte ich Bouvancourt meine Un-

nend in dieser Sphäre Lebensfähigkeit verließ, den Unglücklichen verlassen, — denn er gab immer schrecklichere Zeichen des Erstickungstodes.

Einige Male raste und stieß und tobte er noch gegen die unerbittliche Scheidewand. Und nun kam das Schrecklichste: sein Spiegelbild erschien wiederum nach und nach auf meiner Seite, wurde zu einem zweiten blutenden, närrischen, ungeheuerlichen Bouvancourt mit seiner aus Finsternis gebrauten Hälfte. Und nun sah ich diese beiden Rasenden Stirn an Stirn und in tiefem Schweigen, den Mund zu Geschrei und Gebrüll verzerrt, sich unablässig gegeneinander werfen, Hand an Hand, Blut an Blut aufeinander stoßen und schlagen, mit denselben wilden Gebärden und ohnmächtigen Stößen.

Ich versuchte — zu welchem Zweck? durch



Kapelle bei Saas-Fee

Originalzeichnung von Hugo Frey

gewißheit mitteilen über das, was in geneigten Spiegeln vor sich gehen würde, in Plafondspiegeln oder gar in Spiegeln, die auf dem Boden lägen; ich wollte ihm meine Meinung mitteilen über Untersuchungen der Schwerkraft, die sich unter diesen verschiedenen Umständen aufdrängten und besonders in dem gegenwärtigen Fall. Zu diesem Behufe wischte ich die Tafel ab. Ich begann meine Vorschläge zusammenzufassen, — da sprang mir die Kreide heftig aus der Hand und schrieb in ungelinken zitternden Großbuchstaben von links nach rechts (ein Zeichen, daß der Gelehrte verkehrt schrieb und mit aller Gewalt sofort verstanden sein wollte): Zu Hilfe! Und gleichzeitig zeichnete sich neben mir neblig eine menschliche Form ab, die eine Kreide in der Hand hielt.

Ich rannte zum Spiegel. Bouvancourt stürzte mir entgegen. Seine Stirn blutete. Er schlug mit aller Kraft in den Spiegel, um ihn zu zerbrechen. Ein Granitblock hätte nicht unerbittlicheren Widerstand leisten können. Der Spiegel war wieder undurchdringlich geworden, und seine Festigkeit war unfassbar, wenn man die Fähigkeiten dachte, die er in seinem Jenseits entfaltet. Der Kopf des Gelehrten wies eine zweite blutende Wunde auf, und ich begriff, daß er schon während meiner kurzen Abwesenheit versucht hatte, zu entinnen. Der malvenfarbene Nebel hatte sich verflüchtigt, und damit hatte die Kraft des Fluidums, das anschei-

welche Eingebung? — das Spiegelbild ins Laboratorium zu zwingen. Aber an der Grenzlinie des Spiegelgesichtsfeldes angekommen, stemmte sich das undichte Wesen wie vor dem unüberwindlichsten Hindernis. Diese Grenze schnitt die weit offene Tür schräg ab und mauerte sie für das Gespenst des Gelehrten undurchdringlich zu als ein Bollwerk aus Sandstein. Ich zog, ich stieß es aus aller Kraft gegen diese immaterielle Scheidewand, die sich meiner Wahrnehmung entzog — es war nicht möglich, das Ding hinterher zu ziehen. Es hing zu unmittelbar von Bouvancourts wirklichem Körper ab, und der war ja — das hatte ich vergessen — Gefangener in dieser märchenhaften Region.

Indessen — ich mußte handeln. Das Spiegelbild keuchte in meinen Armen. Was tun? Ich legte es auf den Teppich. Und da unten in der Tiefe des Spiegels legte sich Bouvancourt rot und mit geschlossenen Augen wie aus eigenem Antrieb zu Boden.

Ich faßte einen Entschluß. Auf dem Kamin im Salon lagen diese schweren Feuerböcke aus dem achtzehnten Jahrhundert. Ich ging hin und holte einen davon.

Auf den ersten Hieb gab es einen Sprung, der sternförmig über die ganze Fläche lief. Der Spiegel ging bald in Splitter. Dahinter erschien die Wand, und der Feuerbock hieb Risse in die

dicke Mauer. Ich wandte mich um: das Spiegelbild Bouvancourts war nicht mehr da.

Plötzlich ertönte der Schrei einer Frauensstimme aus dem Salon. Ich fand dort die Haushälterin, die der Spektakel herbeigelockt hatte. «Nun, was gibt's?» fragte ich eintretend.

Zu meiner tiefsten Verblüffung wies sie auf ihren Herrn hin, der bewußtlos auf dem Boden lag. Eine Konsole, die auf ihrem Platz stand, setzte ihren Fuß auf seinen Schenkel.

Ich erklärte hiermit, daß, als ich eine Minute vorher in den Salon gestürzt war, um den Feuerbock zu holen, dieser Raum absolut leer war.

Der Physiker lebte und kam auch wieder zu sich, nachdem wir mit den üblichen Manipulationen an der Zunge gezogen und die künstliche Atmung eingeleitet hatten. Aber ich mußte den Fuß von der Komode losmachen und mit aller Kraft an dem Stück Holz ziehen, ehe ich es aus seinem Fleisch reißen konnte. Die Extraktion hinterließ eine merkwürdige glatte Wunde, sie ging durch bis an den Schenkelknochen, den sie streifte — eine Wunde, die, die Wahrheit zu sagen, ihren Namen nicht verdiente; das war eher ein Loch, dessen Ränder nirgends Kontusions Spuren aufwiesen. Der Fuß der Konsole war also nicht in den Schenkel eingedrungen. (Übrigens war sie auch mit Haken an der Mauer befestigt.) Es schien fast — und dies ist vielleicht die Wahrheit —, daß sich das Fleisch um das Säulchen geschlossen habe wie Gipsmasse zu einem Abdruck.

Aber ich hatte keine Zeit, mich in diese Beobachtungen zu vertiefen — Bouvancourts Zustand erforderte meine ganze Aufmerksamkeit.

Nun, es war nicht die Schenkelwunde, die ihn dem Tode nahebrachte, sondern Eiter und Geschwüre, die ihn bedeckten und merkwürdige innere Brandwunden, von denen er vielleicht nie mehr geheilt wird. Es war der schönste Fall einer Hautkrankheit, der mir je untergekommen ist, begleitet von Haarausfall und einer Nägelkrankheit, kurz — das ist notorisch — von allen Folgeerscheinungen eines lang ausgedehnten negativen Lichtbades, die ich oft und oft bei Radiumpatienten beobachtet habe. Auch gestand mir Bouvancourt, er habe den Versuch gemacht, einen Eisenkandelaber durch seine eigene, mittels Glasscheibenwand verdoppelte Person hindurch zu photographieren: wie ich schon berichtet habe, ein verunglücktes Experiment, aus dem dieses Abenteuer entsprang.

«Ich hatte», erzählte er mir, «das Metall meiner Elektroden zusammengestellt, indem ich Radium und Platin mischte.» Er sprach unaufhörlich davon auf seinem Schmerzenslager, mit unschuldigen Flüchen gegen dieses Uebel, das ihn von seinen Manipulationen fernhielt und in folgedessen auch die Lösung des Rätsels hinauszögerte.

Um ihn zu beruhigen, unterhielt ich ihn mit den Beobachtungen, die ich gemacht hatte, bewies ihm die Notwendigkeit, unsere Erfahrungen zusammenzutun, damit wir auf dieser Basis logische Hypothesen aufstellen könnten, mit deren Hilfe wir sicherer gingen. Ich selbst unterzog den Schauplatz der Ereignisse einer Prüfung, hoffend, daß dies unsere Dokumente mit Ergebnissen bereichern würde. Ich fand nur ein einziges: die Konsole im Salon stand — von der Wand aus, an deren anderer Seite sich der Spiegel befunden hatte — symmetrisch genau dem Fleck des Kabinetts gegenüber, wo ich das Spiegelbild Bouvancourts zu Boden gelegt hatte.

Das teilte ich dem Gelehrten mit. «Kennen Sie», sagte er, «den Trick, den die Laterna magica-Fabrikanten „Ueberblenden“ nennen?»

«Ja», antwortete ich. «Man verwandelt damit auf der Projektionswand ein Bild langsam in ein anderes. Das geschieht mittels zweier Projektoren: man schließt langsam den einen, während man den anderen öffnet.»

«Wenn ich mich also nicht täusche», fuhr der Physiker fort, «gibt es einen Augenblick, in dem beide Photographien gleichzeitig auf der Leinwand sichtbar sind und sozusagen die Gegenstände ihrer Darstellung vermischen: den Beispiels, inmitten einer freudig erregten Gruppe.» «Ja, schön», sagte ich, «aber in welchem Zusammenhang?»

«Stellen Sie sich also vor», nahm der Gelehrte wieder das Wort, «daß die erste projizierte Ansicht mein Porträt sei und daß die zweite eine Louis XV.-Konsole darstellt... Mir scheint, das gibt eine sehr klare Vorstellung meines Abenteuers in dem Moment, wo Sie den Spiegel zerbrochen haben... Besonders wenn man die Konsole im Salon photographiert hat und ihren ergebenen Diener in seinem Kabinett...»

(Fortsetzung auf Seite 6)

(Fortsetzung von Seite 3)

«Das erklärt nichts!»

«In der Tat. — Trotzdem andererseits alles, was uns widerfahren ist, einen dazu bringen könnte, gegen alle Vernunft dem Augenschein recht zu geben und zu glauben, daß sich hinter Spiegeln ein Raum weitet.»

«Aber,» antwortete ich, «wo soll er sich denn befinden, dieser Ihr 'Raum' — wie soll ich sagen: Ihr temporärer Raum? In dem gegenwärtigen Fall hätte das Kabinett im Spiegel ja den Platz des Salons eingenommen!»

«Richtig! Ganz richtig,» sagte der Professor. «Aber schließlich und endlich, Bouvancourt, der Salon ist der Salon! Zwei Dinge auf demselben Fleck, zur selben Zeit, das ist ja Wahnsinn!»

«Hm!» machte er mit einer Grimasse. «Wahnsinn! — Da haben wir einmal die beiden gleichzeitig projizierten Bilder auf der Leinwand... Ferner leben wir zwar in Zeit und Raum, aber deshalb kennen wir Zeit und Raum noch nicht. Die Unendlichkeit, die Ewigkeit sind unfassbare Begriffe. Wollen Sie behaupten, die Einzelheiten einer Sache zu verstehen, deren Ganzes Sie gar nicht kennen? Sind Sie sicher, daß zwei Dinge gleichzeitig existieren können? Sind Sie dessen ganz gewiß, daß sie nicht gleichzeitig am selben Ort existieren können? — Schließlich,» warf er spöttisch hin, «mein Körper ist der Aufenthaltsort eines Kranken und der Aufenthaltsort eines Steuerzahlers von demselben Umfang, ohne die anderen Personen alle aufzuzählen...»

Ich war ordentlich erleichtert, denn es war klar, daß er scherzte; die Unterhaltung wandte sich anderen Gegenständen zu. Schließlich konnten uns nur neue Experimente über das Ereignis aufklären. Ueber dieses Ereignis, das so außerordentlich war, daß ich manchmal daran zweifelte, ob es sich wirklich so abgespielt habe, wie es sich mir darstellte.

Zur Not wieder hergestellt, bleich und hinkend, nahm Bouvancourt seine Untersuchungen wieder auf. In seiner großen Angst vor Indiskretionen verabschiedete er Felix — den ich, so gut es eben gehen wollte, ersetzte — und machte sich an die Arbeit.

Sagen wir es nur gleich: der «temporäre Raum» — so nannten wir ihn von da an zum Unterschied vom «permanenten» Raum — der temporäre Raum öffnete sich nie wieder. Die Meerschweinchen, die wir vorsichtshalber verwandten, starben an den verschiedensten Leiden: die einen enthaart, die anderen von Geschwüren zerfressen, einige ohne Krallen, mehrere in bis dahin unbekannten Krämpfen; drei wurden vom elektrischen Strom erschlagen, als Bouvancourt nach vielen getäuschten Hoffnungen den Straßenbahn-Blitz künstlich herstellen wollte; eines wurde, von dem Gelehrten zermalmte, als er es, rasend vor Eigensinn, mit Gewalt in den Spiegel hineinzwingen wollte. Aber keines spazierte in die Spiegelwelt hinüber. Diese wunderbare violette Transparenz war durch nichts mehr an ihnen hervorzubringen.

Ich gab das Spiel auf. Bouvancourt setzte es fort.

«Sie tun Unrecht daran,» sagte er zu mir. «Ich habe so meine Vermutungen... Es gibt ja noch etwas anderes als diese Glasspiegel... Es gibt andere Substanzen, die reflektorische Fähigkeiten haben und die durchlässiger sind.

Armer alter Bouvancourt! Mit welcher wütenden Erbitterung verfolgte er seine Schimäre! Was für Anstrengungen! Was für Tollkühnheiten! — Ich hatte ihm, bei Todesandrohung, ein strenges Reglement vorgeschrieben. Weit davon entfernt, es zu befolgen, setzte er sich beständig den gefährlichsten Einflüssen aus, die ihn schon einmal beinahe getötet hatten. Täglich sah ich sein Gesicht gelber und seinen Kahlkopf tiefer gebeugt. Die pathologischen Erscheinungen kamen wieder; er war schweißfüllt entstellte und wußte es. Vor einiger Zeit sagte er mir, daß er am Tage der Entdeckung vielleicht nicht so glücklich über seinen Triumph sein werde als darüber, daß er dann vom Anblick seines Spiegelbildes erlöst sein werde. «Aber Geduld,» fügte er hinzu. «Noch ein, zwei Wochen — und die Akademie der Wissenschaften kann wieder einmal umlernen!»

Gestern vor Sonnenaufgang entdeckte ein Kanalschiff fremdartige Instrumente auf dem Treidelweg. Auf die Polizeiwache gebracht, erkannte sie ein scharfsinniger Kommissär als «Instrumente für Chemie». Man begab sich zu Bouvancourt, um von ihm Genaueres zu erfahren. Da aber hieß es, er wäre seit gestern abend verschwunden.

Man zog ihn eines Tages aus dem Wasser... «Es gibt andere Substanzen, die reflektorische Fähigkeiten haben und die durchlässiger sind als Glas...»

Manche Leute sagen, daß er sich ertränkt habe, nachdem er sich zur Sicherheit noch vorher durch einen elektrischen Schlag getötet habe. Gewisse andere fügen schlaue hinzu, daß «seine Wirtschafterin der Sache nicht ganz fern stehe». «Er hat sich getötet,» schreibt der «Bote

von Pontargis' «weil er an einer unheilbaren Krankheit litt, die er sich bei seinen gefährlichen Studien zugezogen hatte». Irgendeiner sagte mit einem scharmanten Lächeln zu mir: «Haha, das kalte Licht hat ihm das Hirn verbrannt!»

Ich allein kenne die Wahrheit.

Ich sehe Bouvancourt am Ufer des nächtlichen Kanals. Er stößt die Zinken der galvanischen Säule in das doppelchromsaure Salz. Sofort beginnt das Hummelgesumme der Ruhmkorfschen Spulen, der Kolben phosphoresziert... der Gelehrte glaubt sich mit der mysteriösen Helligkeit imprägniert. Er erblickt in den feuchten Tiefen das verkehrte Bild der ruhenden Landschaft im Schneelicht des Mondes. Er erblickt diesen «temporären» Raum; das Fluidum, das seinen Körper durchzieht, soll es ihm ermöglichen, hier hinabzusteigen in eine noch zartere Mondeshelle, in eine noch stillere Landschaft...



† Nationalrat und Landammann Eduard Blumer

starb letzten Mittwoch im Alter von 77 Jahren unerwartet rasch an den Folgen eines Schlaganfalles. Mit Landammann Blumer sinkt ein Eigensinne ins Grab, dessen hervorragende Eigenschaften ihm weit über die Grenzen des Glanerlandes hinaus hohes Ansehen verschafften

Und er steigt hinunter, er denkt nicht an die Schwerkraftsgesetze, die dieses Weltall regieren, — auf die Gefahr hin, in den Abgrund des Firmaments zu stürzen, das sich zu seinen Füßen auftut...

Und er steigt hinunter... Aber er findet nichts als den «permanenten» Raum, das heißt in diesem Falle: das Wasser, — das schwere Wasser, in dem der Mensch nicht leben kann, das Wasser der Epiloge, dessen Schweigen ist wie die Stille, die so vielen Geschichten folgt, — das Wasser des Vergessens.

*

DIE BUNTEWELT

Eine eigenartige Straßenbahn

In Südafrika, in Beira, befindet sich wohl die interessanteste Straßenbahn, die die Welt aufzuweisen hat. Diese Straßenbahn besteht nämlich nicht, wie alle anderen der Welt, aus großen Wagen, in denen jeder Fahrgast für die Beförderung seinen Obolus entrichtet, sondern

sie hat überhaupt keine Wagen. Dem Publikum werden vielmehr nur die Schienen zur Verfügung gestellt, und jeder bringt sich seinen eigenen Straßenbahnwagen mit.

Natürlich sind das in der Regel keine großen Wagen, sondern nur kleine, fahrende Stühle, die von eingeborenen Dienern im Trabe auf den Schienen vorwärts geschoben werden. Der Kaufmann von Beira, der sich von seiner Wohnung in sein Geschäft begeben will, läßt einfach von seinem Diener den Fahrstuhl auf die Straße bringen und auf die Schiene setzen. Der Diener schiebt dann seinen Herrn ins Bureau. Dort vor dem Hause wird der Fahrstuhl aus den Schienen genommen und ins Haus getragen. Auf dieselbe Weise erfolgt die Rückfahrt. Natürlich entwickelt sich auf dieser eigenartigen Straßenbahn ein sehr reger Verkehr, der aber den Vorteil hat, sich gleichmäßig und ohne Hindernis abzuwickeln. Eine längere Stauung oder gar ein Zusammenstoß von Wagen ist ausge-

schwindigkeit, auf die Dauer nicht durchzuführen. In der Stadt Beira dagegen, unter ganz anderen Verhältnissen, hat diese Art von Straßenbahnen natürlich ganz andere Existenzbedingungen, zumal die Betriebsmittel so leicht sind, daß sie ohne Mühe aus dem Geleise entfernt werden können.

Amerikanischer Menschen-Schmuggel

Die amerikanischen Schmuggler sind mit den Riesenverdiensten, die sie durch Hereinbringen von Alkohol erzielen, nicht zufrieden, sondern sie haben noch ein anderes nicht minder einträgliches Geschäft entwickelt, das Hereinschmuggeln von Menschen. Nach offiziellen Schätzungen sind im letzten Jahr durch eine internationale Organisation 40,000 Fremde nach den Vereinigten Staaten hereingeschmuggelt worden. Ein offizieller Bericht über die Zustände im Karibischen Meer, der dem Staatssekretär des Arbeitsamtes J. J. Davis erstattet wurde, meldet, daß 10,000 Fremde über Cuba allein mit einem Kostenaufwand von 50 Millionen Franken im Jahr eingeschmuggelt werden. «Sie kommen aus allen Teilen der Welt und mit allen möglichen Beförderungsmitteln,» heißt es hier. «Zusammengedrängt in den dunklen Lagerräumen der Schmugglerschiffe, werden sie zugleich mit verbotenem Alkohol, mit Opium und anderen Reizmitteln eingeführt.» Der Bericht stellt weiter fest, daß die Frauen die kurze Ueberfahrt von Cuba nach Florida als die «Frauen» der Schiffsoffiziere machen und dafür zusammen mit der Fahrt ins Innere 2000 bis 2500 Franken zahlen müssen. Die Ueberfahrt in schnellen Motorbooten kostet durchschnittlich 800 Franken pro Kopf, und da die kleinen Boote zwischen 10 und 20 Personen mitnehmen, so ist das Geschäft höchst gewinnbringend. Chinesen müssen für das Einschmuggeln am meisten zahlen, zwischen 4000 und 5000 Franken pro Kopf, denn für sie ist die Gefahr, entdeckt zu werden, am größten. Schauerliche Geschichten werden im Zusammenhang mit diesem Menschen-Schmuggel erzählt. Nach der New York Times wurden Chinesen auf einem Dampfer, der von Beamten durchsucht wurde, in der Hitze des Maschinenraums versteckt aufgefunden. Noch viel furchtbarer war das Schicksal einiger Chinesen, die in Säcke gesteckt und über Bord geworfen wurden, als ein Marine-Kutter Jagd auf das Schmugglerschiff machte. Ein Mulatte brachte mit zwei Helfershelfern jede Woche fünf Fremde im Ruderboot von Morro Castle auf Havanna nach Amerika und ermordete sie kalten Blutes auf der Fahrt, warf die Körper den Haien vor, nachdem er sie aller Wertgegenstände beraubt hatte. An einer Stelle in Florida hat man 35 Skelette gefunden, die einzigen Ueberreste von 35 Fremden, die hier von einem Schmugglerschiff ausgesetzt und dann ihrem Schicksal überlassen wurden...

Was zuviel ist, ist zuviel

Der Pariser Filmmarkt bringt einen neuen Film, der als größte Sensation der Saison angepriesen wird. Dieser Film heißt: «Vier Frauen für einen Mann». Der Kinoliebling Roger Smith ist der Unglückliche, auf dessen Kopf vier richtiggehende Frauen kommen, und zwar ist eine davon die wirkliche mit dem Ring am Finger. Die anderen drei sind die unwirklichen oder vielleicht desto wirklicheren. Aber alle wollen sie dasselbe. Alle wollen Komplett, Hüte, Automäntel und was eine Frau alles zu ihrer bescheidenen Glückseligkeit braucht. Alle wollen sie in der gerbten Villa am Meere wohnen — und alle zur gleichen Zeit. Und alle wollen sie von dem armen Roger Smith geliebt werden — und auch alle zu gleicher Zeit!

Armer Kinoheld! Das geht wirklich auf keine Leinwand. Im Mittelalter war es eine beliebte Todesart, die Menschen vierteilen und rädern zu lassen. Aber das war vielleicht noch leichter, als die Verteilung, welche der grausame Filmdichter dem armen Roger Smith zumutet. Gerädert würde Roger Smith auf alle Fälle sein, wenn er alle Wünsche seiner vier Frauen erfüllen würde.

Hier dürft ihr einig sein

Die Richter Amerikas sind übereingekommen, keinen Ehegatten zu verurteilen, wenn er den anderen angelogen hat. In der Ehe, so sagen sie, gilt das Gesetz der Notwehr — und Lüge ist Notwehr. Also dürfen Eheleute lügen, daß sich die Balken biegen, das ist kein Scheidungsgrund. Nur in einem müssen — immer nach Auffassung der amerikanischen Richter — Eheleute vollkommen ehrlich gegeneinander sein: in der Angabe ihres Einkommens.

Das ist eine echt amerikanische Auffassung. Man braucht das Herz des Ehegatten nicht zu kennen, aber seinen Geldbeutel muß man kennen. Man braucht über sein Verhältnis nicht orientiert zu sein, bestimmt aber über seine Verhältnisse.